

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 136.

Sonntag, 11. Juni.

1916.

(80. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

An der Wohnungstür wurde Sergei von Olga Petrovna empfangen. Ohne darauf zu achten, daß die Bese neben ihr stand, schlang sie die Arme um seinen Hals:

„Sergei, endlich bist du bei mir — ich bin in Verzweiflung. Mein Mann hat sich eingeschlossen, ich hörte ihn stöhnen, mein Gott, mein Gott, was mag er angehtet haben.“

Sergei war schon an der Tür zu Tartakows Schlafzimmer. Er riß an dem Türgriff, doch der gab nicht nach, da versuchte er die Tür mit seinem Körper einzudrücken. Ein-, zweimal krachte es nur, beim drittenmal hatte er das Schloß gesprengt, jetzt nur noch ein kräftiger Stoß, die Tür flog auf.

Er betrat als erster das Zimmer, das in völliger Dunkelheit lag, hinter ihm drehte Olga Petrovna an der Kurbel der inzwischen wieder hergestellten elektrischen Beleuchtung, und als das Licht aufsprang, sahen sie Tartakow quer über seinem Bett liegen, das Nöcheln war verstummt.

Sergei trat hinzu und faßte nach der schlaff herabhängenden Hand des vor ihm Liegenden, um nach dem Puls zu fühlen, dann legte er sein Ohr auf das Herz: Alles stumm, der Tod war unzweifelhaft schon eingetreten.

Er wandte sich zu Olga Petrovna und sah sie fragend an. Sie deutete auf zwei große, im Bette liegende leere Schnapsflaschen, dann fiel sein Blick auf eine andere auf dem Teppich vor dem Bett liegende Flasche. Er hob sie auf und sah daran:

Spiritus — Tartakow hatte wohl, als der Schnaps noch keine Wirkung geübt, zum Spiritus gegriffen. Aus Verzweiflung oder Furcht vor den Folgen seines Überfalls, wer konnte das wissen.

Schweigend stand Sergei vor dem Toten, ein Grauen packte ihn. Nicht vor dem Tode, den kannte er, sah ihn täglich — die Last, die der Verstorbene auf ihn gewälzt, erschütterte ihn. Wieder kam ihm der Gedanke: Du trägst die Schuld, wenn du auch nicht mehr gutmachen kannst, du darfst nicht sein Erbe sein, du mußt dich befreien.

Nur um Olga Petrovna nicht anzusehen, beschäftigte er sich wieder mit dem Toten, dann, nach einer Weile, wandte er sich doch zu ihr:

„Man muß nach meinem Kollegen, der ihn in letzter Zeit behandelt hat, schicken, vielleicht will dieser auch die Polizei hinzuziehen, ein Protokoll aufnehmen lassen.“

„Sie Olga Petrovna, die viel gefahrter zu sein schien, etwas antworten konnte, fügte er hinzu:

„Wie ist es möglich gewesen, wie hat er sich das alles verschaffen können?“

„Ich hatte meine Schlüssel wie gewöhnlich versteckt, als ich fortging, er hat sie gefunden, auch meinen Schreibtisch geöffnet, und den Revolver, den ich ihm seit langer Zeit fortgenommen und dort aufbewahrt hatte, entdeckt. Zuerst wohl diesen, dann den Schnaps

und den Spiritus — er hat sich nach seiner Tat — er wollte doch wohl mich töten — zu betäuben gesucht. Ich weiß es nicht, ich kann nicht klar denken, ich habe noch nicht einmal gefragt, wie es Vera geht.“

Sergei sagte, daß es sich nur um einen Streifschuß handele, daß sie jedoch starken Blutverlust gehabt, in der Nacht wohl das Fieber sich steigern würde.

„Ich bleibe hier, bis der Arzt gekommen ist, der Tod ist an Herzschlag eingetreten, infolge übermäßigen Alkoholgenußes. Jeder Tropfen war Gift für ihn, ich habe dir das gesagt, damals, als ich ihn noch behandelte“ — und als sie abwehrend die Hand ausstreckte — „ich will dir keinen Vorwurf machen, du trägst keine Schuld, verstehe mich recht, ich erkläre dir nur, wie es gekommen.“

Sie hatte die Handbewegung gemacht, nicht weil sie einen Vorwurf, wie er das auffaßt, aus seinen Worten herauszuhören glaubte — der Ton seiner Stimme hatte sie erschreckt. So ganz mechanisch hatte er gesprochen, wie ein Fremder, ein ihr Fernstehender, sich darauf beschränkt, den Tod ihres Gatten zu erklären. Kein gutes Wort hatte er hinzugefügt, auch jetzt stand er da, sah sie nicht an, sondern blickte zu Boden.

Dann fiel ihr ein, was er heute schon durchgemacht, erst mit der Schwester, jetzt wieder hier — sie hatte auch nicht erwartet, daß er sie in seine Arme schließen und ihr von Liebe sprechen würde, jetzt hier vor dem Totenbette, das tat er ja überhaupt nie, nahm ihre Zärtlichkeiten hin, ließ sich lieben. Aber ein Wort hätte er doch sagen können: „Verzweifle nicht, du hast mich, ich stehe dir zur Seite“ — nichts, keine Silbe, und plötzlich kam es wie Erkennen über sie: Er liebt dich nicht, du hast dich ihm aufgedrängt, er hat nur entgegengenommen, was du ihm geboten.

Sie wandte sich und ging hinaus, um der Jungfer Befehl wegen des Arztes zu geben, dabei grübelte sie darüber, daß doch wenigstens das hätte vermieden werden, er selbst den Tod an Herzschlag beschleunigen können.

Sie wollte umkehren und ihn fragen, blieb wieder auf halbem Wege stehen: Das wird er nicht tun, nach der vorangegangenen Tat ihres Mannes — im Hause erzählte man sich gewiß schon alle möglichen Schreckgeschichten — vielleicht war es auch besser so, er hatte wohl darüber nachgedacht, wollte alles vermeiden, was Zweifel hervorrufen, sie oder ihn in Verdacht bringen konnte.

So ging sie und schickte die Jungfer nach dem Arzte. Als sie wieder ins Zimmer zurückkam, sah sie Sergei auf einem Stuhl sitzen, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Sie trat zu ihm und berührte ihn an der Schulter:

„Sergei —“
Er hob den Kopf und sah sie an, mit einem so traurigen Blick, daß sie erschauerte.

„Sergei —“, wiederholte sie leise, da richtete er sich auf.

Langsam kamen die Worte über seine Lippen:

„Olga, begreift du, daß dies das letzte Mal sein muß, daß wir uns sehen, daß wir Abschied nehmen müssen?“

Sie sah ihn erstaunt an. Was fiel ihm ein — jetzt, da sie frei war, erlöst von den Qualen, die sie jahrelang in ihrer Ehe ertragen, wollte er fort von ihr, sie allein lassen.

Ein solcher Gedanke, ein Gedanke daran, daß er den Tod ihres Mannes anders als sie auffassen, nicht wie eine Befreiung nehmen könnte, kam ihr nicht.

Sie hatte, ohne sich davon Rechenschaft zu geben oder sich nur zu prüfen, aufgeatmet, daß die Last von ihr genommen, eine noch uneingestanden: Freude darüber empfunden, daß die Heimlichkeiten nun ein Ende haben, niemand mehr zwischen ihr und Sergei stehen würde, und nun —

„Sergei“ — fing sie wieder zu sprechen an — „du bist erregt, die Krankheit deiner Schwester, der plötzliche Tod meines Mannes, aber bedenke doch“ — sie fand keine Worte mehr, die Furcht ihn zu verlieren, hatte ihr jede Überlegung geraubt — so schlang sie die Arme um seinen Hals und, indem sie ihn zu küssen versuchte, flüsterte sie leise:

„Du liebst mich doch, wir sind jetzt frei, wir werden glücklich sein.“

Er entzog sich ihr, fast gewaltsam drängte er sie von sich, ihm graute vor ihr, vor ihren Worten — war es denkbar, daß sie ihn hier im Angesicht des Toten mit Zärtlichkeiten zu überhäufen suchte.

„Olga — verstehst du denn nicht, was geschehen, weißt du nicht, was du tust, kennst du mich so wenig, daß du glaubst, ich könnte je vergessen? Nur eins bleibt — wir müssen uns trennen, wir dürfen uns nie wiedersehen.“

Er hielt ihr die Hand hin:

„Lebe wohl —“

Sie war so fassungslos, ihr erschien das, was er sagte, so unbegreiflich, daß sie von neuem die Hände nach ihm ausstreckte:

„Sergei — —!“

Er hatte sich schnell von ihr gewandt und war zur Tür geschritten. Er hörte auch nicht auf ihren Ruf, selbst sein Mitleid schwieg, er verließ das Zimmer und ging zur Wohnung seiner Mutter hinauf.

* * *

Vera war doch kränker gewesen, als es anfangs den Anschein gehabt, selbst Sergei, als Arzt, vorausgesetzt hatte.

Der Streifschuß, der sie getroffen, war es nicht allein, der sie in einen schweren Fieberzustand gebracht, der hatte nur dazu beigetragen, all die Erregungen der letzten Zeit in ihr zu erwecken — zwei Wochen lang hatte sie zwischen Leben und Tod geschwebt.

Nun ging sie der Genesung entgegen, fing wieder an Interesse am Leben zu zeigen, hatte heute auch schon den Bruder, der an ihrem Bette saß, nach diesem und jenem gefragt, so daß Sergei glaubte, auch über die Zukunft mit ihr sprechen zu dürfen.

Er erzählte ihr, daß er Petersburg verlasse, einen Posten als Oberarzt am Krankenhaus in Kasan angenommen hätte.

„So weit willst du fort, warum — und die Mutter?“

„Die Mutter geht mit, sie hat sich nun doch überreden lassen, daß sie es hier allein zu traurig haben würde“ — er stockte, als er sah, daß Vera die Augen schloß, sich ein schmerzlicher Zug in ihrem Gesichte zeigte.

Einige Minuten schwieg er, wartete, ob sie etwas sagen würde, dann, als sie nicht sprach, fuhr er fort:

„Die Stellung, die ich in Kasan einnehmen werde, ist gut bezahlt, es wird der Mutter an nichts fehlen, sie kann ganz sorgenfrei leben.“

Wieder machte er eine Pause, und in der Stille, die eingetreten war, hörte er Veras hastige Atemzüge, es klang, als ob sie aufsteigende Tränen zurückdrängen

wollte. Plötzlich richtete sie sich schnell auf und sah Sergei ins Gesicht:

„Und an mich hast du nicht gedacht, mit mir rechnest du nicht?“

Er hatte absichtlich nicht gefragt, ob sie mitgehen wolle, so war er froh, daß sie selbst davon anfang:

„Wie kannst du so sprechen, Vera? Wenn du mit uns gehen willst, die Mutter und ich würden glücklich sein. Aber konnten wir wissen, was du beschließen würdest?“

Sie hatte die Frage vorher nur so hingeworfen, aus dem Gefühl heraus, daß man sich um sie nicht kümmere, einen Plan schon ohne sie gemacht hatte, jetzt konnte sie sich zu einer Antwort nicht gleich entschließen.

In den letzten Tagen, im Bette liegend, oor sich hinträumend, in der weichen Stimmung nach der Krankheit war das heiße Verlangen nach der Welt, nach Genuß in ihr zurückgetreten, vielleicht auch nur in dem wohligen Empfinden der Genesung noch nicht wieder erwacht, nur der Wunsch in ihr rege gewesen, so daliegen zu können, sich nicht sorgen, nicht an die Zukunft denken zu müssen. Sergeis Worte hatten diese Stimmung verschleudert, sie sah sich plötzlich wieder der Frage gegenüber: Was wird nun werden, was soll ich tun?

Mit der Erbschaft war es aus, ihr jede Hoffnung darauf genommen. Boris, der für sie georgt, hatte sie verlassen, was blieb ihr also — vielleicht die Aussicht, sich mit ihrer Geige vorwärts zu helfen.

Aber wie immer, wenn sich ihr dieser Gedanke wie ein Muß aufdrängte, als letzte Hoffnung erschien, stieg Zorn in ihr auf. Sie haßte dann ihre „Kunst“, verhöhnte sich, daß sie eine Stümperin sei, die nie etwas erreichen würde. So auch jetzt wieder — und in dieser Aufwallung kam der Entschluß: Nur das nicht, vielleicht auch noch arbeiten, Stunden geben müssen — das alte Grauen packte sie, schnell reichte sie dem Bruder die Hand:

„Wenn du mich mitnimmst?“

„Aber, Vera, wie kannst du fragen, du mußt doch wissen, wie du mich erfreust!“ — und um es ihr noch überzeugender zu gestalten, von der eigenen Überzeugung durchdrungen, daß dies die beste Lösung, fügte er eifrig hinzu: „Siehst du, Verotfscha, ich werde nie heiraten, ich habe in der Zwischenzeit so viel durchgemacht, so viel Trauriges, daß ich —“

Sie drückte ihm die Hand und lächelte matt:

„Sprich jetzt nicht davon, Sergei, ich habe gewünscht, daß du etwas auf dem Herzen hattest, du sagtest nichts, so wollte ich nicht fragen. Auch jetzt will ich nichts hören, wenn wir erst fort von hier, in Ruhe sind“ — sie seufzte tief auf — „wenn all das Unglück, das mich hier verfolgt, hinter mir liegt, dann kannst du mir beichten. Es stehen uns gewiß viele, viele Stunden der Einsamkeit in jener fernen Stadt bevor“ — fügte sie schwermütig hinzu.

(Schluß folgt.)



Wir lieben immer die Menschen, die uns bewundern; aber wir lieben nicht immer diejenigen, die wir bewundern.

La Rochefoucauld.

Das Pfingstwunder im Volksbrauch.

Jean Paul erzählt uns in seinem Roman „Hesperus“, es sei in alten Kirchen üblich gewesen, die Ausgiehung des heiligen Geistes beim Pfingstfeste durch das Einunterwerfen von Blumen auf die Häupter der Gläubigen darzustellen. In manchen französischen Kirchen herrschte bis vor noch nicht langer Zeit der Brauch, am ersten Pfingstfeiertage von den Kirchengewölbe herab keine brennende Berghäuschchen zu werfen. Auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands bestand vor Jahrhunderten diese seltsame Gepflogenheit. Man kann sich denken, daß dadurch in den dichtgefüllten Kirchen mannigfache Unglücksfälle herbeigerufen wurden; die gefährliche Sitte wurde daher bald aufgegeben und man ersetzte die Berghäuschchen durch rote Rosenblätter, durch Blumen oder durch ein eigenartiges Pfingstgebäd. Das geschieht noch

heute in den Kirchen einiger französischer Gegenden. Die brennenden Bergbäuschchen sollten den Gläubigen die Ausgiehung des heiligen Geistes und insbesondere die sogenannte Feuertaufe versinnbildlichen. In einigen katholischen Gegenden Deutschlands brachte man früher das Pfingstwunder in besonders anschaulicher Weise zur Darstellung. Das geschah durch den sogenannten Pfingstkranz. Dieser bestand ganz aus Eisen; in seiner Mitte befand sich, ebenfalls aus Eisen gefertigt, das Abbild einer Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. Der äußere Rand des Kranzes war mit Tannenzweigen besetzt. Der ganze eiserne Apparat wurde nun am ersten Pfingstfeiertage am Deckengewölbe der Kirche befestigt und mit Öl übergossen. Dieses wurde während des Gottesdienstes, als der Geistliche am Altar das „Veni creator spiritus“ intonierte, angezündet, und der brennende Pfingstkranz wurde langsam an Stricken ungefähr bis zur Höhe der Häupter der Gläubigen herabgelassen.

Mancherlei Unfälle, die diese wörtliche Versinnbildlichung der Ausgiehung des Heiligen Geistes und des Niedergehens der feurigen Zungen auf die gläubige Pfingstgemeinde mit sich brachte, führten dazu, den Pfingstkranz durch einen Laubkranz zu ersetzen. Man kann daher noch heute in manchen katholischen Kirchen am ersten Pfingstfeiertage den Brauch beobachten, daß während des Hauptgottesdienstes in ganz derselben Weise, wie dies früher mit dem eisernen Pfingstkranz geschah, ein mächtiger, mit farbigen, insbesondere feuerroten Bändern geschmückter Kranz aus jungem Laub auf die andächtige Gemeinde herabgelassen wird. Auch dieser Kranz weist in seiner Mitte das Abbild des Heiligen Geistes in Gestalt einer Taube auf. Was die farbigen Bänder und Goldstücker des Kranzes darstellen sollen, ist klar; sie bilden den Ersatz für das einstige wirkliche Pfingstfeuer des Pfingstkranzes. Oft entfällt dem Kranze ein Goldstücker oder ein Band; es entwickelt sich dann ein reger Wettstreit, ein solches in seinen Besitz zu bringen. Derjenige, der es erhascht hat, verwahrt es dann als besonders glückbringend Zeit seines Lebens im Gebetbuche. In der mittelalterlichen Kirche ging man sogar so weit, daß man den Heiligen Geist, der in dem Pfingstkranz durch das Abbild einer Taube dargestellt wird, durch eine wirkliche Taube agieren ließ. Auf einer Empore wurde der Glöckner oder ein Ministrant postiert, der beim „Veni creator spiritus“ eine weiße Taube aufsteigen lassen mußte. Es wird uns erzählt, daß ein Pfarrer mit dem Intonieren der Botschaft vom Kommen des Heiligen Geistes geögert habe, weil der auf der Empore befindliche Ministrant keine Miene machte, den Heiligen Geist hernieder- oder vielmehr aufgehen zu lassen. Unwillig habe er zu den Chorknaben heraufgerufen: „Wann kommt der Heilige Geist endlich?“ Darauf habe der Knabe erwidert: „Herr Pfarrer, der Marber hat ihn gefressen . . .“ Diese Pfingstbräuche liefern uns interessante Belege dafür, wie sehr man früher beitrebt war, gewisse Stellen der Heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferung wortwörtlich zu befolgen und sie dementprechend zur Ausführung zu bringen. Wir können dies noch heute an einem anderen Pfingstbrauche beobachten. In vielen Kirchen ist es Sitte, daß der Organist am ersten Pfingstfeiertage, gewöhnlich bei Beginn des Gottesdienstes, alle Register der Orgel zieht und sein Instrument donnerartig erbrausen läßt. Ohne dieses Orgelgeräusch gäbe es für manchen kein richtiges Pfingstfest. Auch am Schlusse des Gottesdienstes ertönt wieder das donnerartige Rauschen der Orgel. Es soll dadurch die bekannte Stelle der Apostelgeschichte veranschaulicht werden, wonach sich bei der Ausgiehung des Heiligen Geistes auf die Apostel in Jerusalem ein mächtiges Brausen am Himmel „als eines gewaltigen Windes“ erhob und das ganze Haus erfüllte, in dem die Apostel saßen. In den mittelalterlichen Kirchen lag es vielfach den Chorknaben ob, durch die Bearbeitung metallener Gefäße und insbesondere von Becken das gewaltige Windesbrausen des Pfingstevangeliums zu versinnbildlichen. Man kann es sich lebhaft denken, daß die Knaben für eine recht kräftige und deutliche Versinnbildlichung Sorge trugen.



Aus der Kriegszeit.

Der Kriegszustand der Londoner Straßen. Nichts läßt die Verwirrung, unter der die englische Organisation während des Krieges leidet, deutlicher erkennen als die Art und

Weise, auf die ihr vielbesprochene nationale Sparsamkeitsfeldzug betrieben wird. Seit es der Regierung durch Aufwand einer Anzahl von Veröffentlichungen belehrenden und patriotischer Art und mit Hilfe einer Unmasse tendenziöser Zeitungsartikel gelungen ist, den Begriff der Kriegssparsamkeit zu einem populären Schlagwort zu machen, wetteifern Behörden und Private in einer Auslegung dieses Gebotes, daß alles weniger als vorteilhaft ist. Während die reichen Leute ungehemmt dem gewohnten Luxus fröhnen unter dem Vorwand, daß hierdurch der Geldumlauf rege erhalten werde, sucht man überall dort zu sparen, wo es am wenigsten am Platze ist. So verstieg sich der Bürgermeister von Brighton zu dem bisher allerdings nicht angenommenen Vorschlag, man möge alle Museen und öffentlichen Lehranstalten auf Kriegsbaue schließen, da man das hierdurch erparte Geld sicherlich zu wichtigeren Zwecken verbrauchen könnte. Aber den neuesten Fehlgreif der Behörden, der auf ein völliges Mißverstehen des Sparsamkeitsfeldzuges zurückzuführen ist, wird gegenwärtig in sämtlichen englischen Blättern laute Klage geführt. Trotzdem das Einsetzen der warmen Jahreszeit die Staubentwicklung in den verkehrsreichen Straßen Londons auf gesundheitschädigende Weise begünstigt, wurde das Sprengen des Asphaltis völlig eingestellt, wodurch die Londoner Straßen sich in einer Art Kriegszustand befinden, der in anderen Weltstädten wohl vergeblich seinesgleichen sucht. „Ist es möglich“, fragen die „Daily News“, „daß wirklich ein nicht ganz verblödeter Mensch darin eine Sparsamkeit erblicken kann, daß die Straßen in und um London in diesem Sommer vollkommen vernachlässigt werden? Bei näherer Untersuchung wird man hingegen feststellen müssen, daß dies eine unverzeihliche Verschwendung bedeutet, da die öffentliche Gesundheit verschlechtert und das Leben der Kinder garten Alters auf die leichtfertigste Weise aufs Spiel gesetzt wird.“ Tatsächlich haben die auf die Staubentwicklung zurückzuführenden Erkrankungen unter den Kindern in London erschreckend zugenommen, und es ist eine mehr als merkwürdige Sparsamkeit, die die britische Hauptstadt unweigerlich zur bazillenreichsten Stadt Europas macht.

Gallieni-Anekdoten. Anlässlich des Ablebens des Pariser Stadtkommandanten und Kriegsministers General Gallieni erzählt einer seiner Ordnonanz-Offiziere im „Gaulois“ eine Reihe charakteristischer Anekdoten aus dem Leben des Generals, der zu Frankreichs hervorragendsten Männern gehörte. Berühmt war die Langmut Gallienis, die ihn immer in gleichmäßiger Laune erhielt und selbst bei Gelegenheiten, die andere in Zorn gebracht hätten, seine unerschütterliche Ruhe und gleichmäßige Liebenswürdigkeit bewahren ließ. Als er noch Gouverneur von Madagaskar war, beging einer der ihm untergebenen Beamten das Versehen, ihn an Stelle eines von der Kolonialregierung eingeforderten amtlichen Rapportes einen Privatbrief zu senden, der eine Menge nichts weniger als liebenswürdiger Bemerkungen über die Persönlichkeit Gallienis enthielt. Am nächsten Tage ließ Gallieni den Beamten zum Frühstück zu sich laden, und er behandelte ihn mit so bestechender Gastfreundschaft, daß der verwirrte Übeltäter vor Aufzehrung der Dankbarkeit und des Entzückens überfloß. Am Ende der Mahlzeit übergab Gallieni seinem Gast das verhängnisvolle Schreiben mit den Worten: „Hier ein Rapport, den Sie mir irrtümlich zukommen und für dessen Inhalt mir jedes Urteilsvermögen mangelt.“ — Unter den Soldaten war Gallieni darum besonders beliebt, weil er sie, wenn die Gelegenheit es gestattete, völlig als Kameraden zu behandeln suchte. Als Gallieni bei einer Parade einem Soldaten persönlich das Militärkreuz an die Brust besteckte und ihm die Hand drückte, gewährte er, daß der von der Stimmung des Augenblicks überwältigte Krieger in Tränen auszubrechen drohte. Am dies zu verhüten, beugte sich der alte General vor und flüsterte dem Soldaten ins Ohr: „Ach, unarme mich, und denke dir, ich wäre ein hübsches junges Mädchen . . .“ — Zeichen für die Leichtfertigkeit, mit der schon zu Beginn des Krieges in Frankreich die verschiedensten Nachrichten aus dem Felde frei erfunden und in der Öffentlichkeit verbreitet wurden, ist das folgende Geschichtchen: Im August 1914, während die Deutschen in unaufhaltbarem Vormarsch durch Belgien in Frankreich eindringen, nahm Gallieni mit zwei Freunden und seinem Adjutanten eine Mahlzeit in einem Pariser Kaffeehaus ein. Da Gallieni und seine Begleiter in Zivil gekleidet waren, fielen sie nicht weiter auf, so daß die Leute an den Redentischen ungestört mit lauter Stimme ihre Gespräche über den Krieg fortsetzten. Plötzlich kam ein neuer Gast heran, der schon von weitem laut rief: „Wist Ihr schon das Neueste: wir haben den Deutschen das Elsaß entrissen. Soeben ist General Gallieni mit 60 000 Mann in Kolmar eingezogen!“ „So macht man heutzutage Geschichtchen!“ sagte Gallieni mit halbblauer Stimme, und sein Mund verzog sich zu einem bitteren, traurigen Lächeln.

Schach

Alle die Schachhefte betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

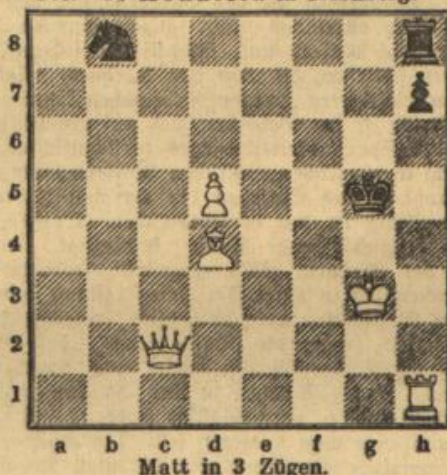
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspieltag: Samstags.

Wiesbaden, 11. Juni 1916.

Aufgaben.

460. F. Köhnlein in Nürnberg.



461. O. Zipperlin in Pforzheim.

Weiß: Kh1, Df1, Tb3 b5, Sd5. (5 Stück.)
Schwarz: Ka4, Tb8, Ldl g1, Sa6 g2, Be4 h7. (8 Stück.)
Matt in 2 Zügen.

Partie 168. (Schottisch.)

Gespielt 1916 in Berlin.

Weiß: J. Mieses. Schwarz: Dr. Tarrasch.

1. e2—e4	e7—e5	16. 0—0	Tb2×c2
2. d2—d4	e5×d4	17. Tf1—c1	Tc2×c1†
3. Sg1—f3	Sb8—c6	18. Ta1×c1	Lc8—b7
4. Sf3×d4	Sg8—f6	19. h2—h3!*)	Tf8—e8*)
5. Sd4×c6	b7×c6	20. Se5×c6	Lb7×c6
6. Lf1—d3	d7—d5	21. Tc1×c6	Te8—c8
7. Dd1—d2	d5×e4	22. Tc6—a6	Tc8—a8
8. Ld3×e4	Sf6×e4	23. Ta6—c6	Ta8—c8
9. De2×e4†	Dd8—e7	24. Tc6—a6	c7—c5
10. De4×e7†	Lf8×e7	25. Ta6×a7	c5—c4
11. Lc1—f4	Ta8—b8	26. Ta7—e7	c4—c3
12. Lf4—e5	0—0	27. Te7—e1	Kg8—f8
13. Sb1—d2	Lc7—d6	28. Kgl—f1	Tc8—b8!
14. Sd2—c4!	Ld6×e5	29. Te1—c1	Tb8—b2
15. Sc4×e5.	Tb8×b2!)	30. Tc1×c3	Tb2×a2

*) Auf 15. . ., Tf8—e8 folgt natürlich 16. 0—0—0—0.
— *) Ein Fehler wäre 19. Sc5×c6, Lb7—c6 20. Tc1×c6, weil Schwarz dann zu Tf8—b8—b7 kommt und einen Bauer mehr behält. — *) Schwarz darf nicht Tf8—b8 spielen, wegen Tc1—b1.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11* ein im Kriege wichtiger Begriff, der leider mißachtet wird.

1 8 7	Fluß in Afrika.
2 4 1 6	Vulkan.
3 5 6 7	Gebirge in Rußland.
4 2 5 9 8 6	Schulklasse.
5 3 8 1 2	Altes Gemäuer.
6 7 9 2 1 6 3	Ort im Harz.
7 8 11 2 5	Maß.
8 5 6 1	Persisches Land.
9 5 10 1 2	Zeichen der Rührung.
10 5 6	Zeitphase.
11 6 1 4	Verwandte.

Bilderrätsel.



Silbenversteckrätsel.

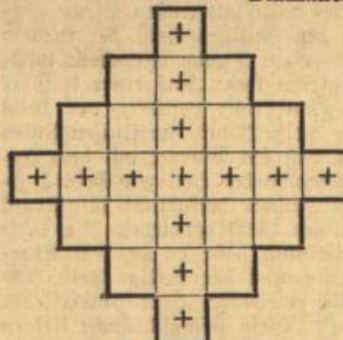
Immelmann, Kamtschatka, Apfel, Besiegte, Vernichtung, Tauschwerte, Hundert, Wirkung, Angel, Person, Dernburg, Ader, Geistlichkeit, Wunder, Dessau, Halberstadt, Schwert, Orden, Verwirrung, Asien, Agentur.

Es ist ein auf den Krieg bezüglicher Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Aus dem Schützengraben.

Die Köchin hat es im Gebrauch,
Doch wir im Felde kennen's auch.
Dort ist es klein, hier riesengroß
Und Unheil sprang aus seinem Schoß.
Der Plan gelang! Ein Donnerhall!
Vernichtet sind die Feinde all!
Fest halten wir ihre Stellung jetzt
Und haben es sogleich besetzt.

Diamanträtsel.



1. Konsonant.
2. Techn. Hilfsmittel.
3. Kleines Werkzeug.
4. Feindlicher Feldherr.
5. Weiblicher Vorname.
6. Tier in Afrika.
7. Vokal.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAAAA, CC, DDDD, E, G, J, L, NNN, OO, RRR, S, U derart einzutragen, daß die mittelste senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist und die wagerechten Reihen die beigefügte Bedeutung haben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 260.

Bilderrätsel: Heringssalat. — Tauschrätsel: Dolch, Lolch, Molch. — Silbenrätsel: Heupferd.

Für die Kinder.

Die Auflösung der Knacknuß in der letzten Nummer der „Ill. Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ ist nach der Verfasserin diese: „Der Bäcker mußte täglich 300 Brötchen backen und jedes Brötchen um 6 Gramm leichter herstellen“. Natürlich erzielte er denselben Kriegsgewinn bei der täglichen Herstellung von 100 Brötchen mit 18 Gramm, 150 Brötchen mit 12 Gramm und 600 Brötchen mit 3 Gramm Mindergewicht. Es gibt sogar noch verschiedene andere Möglichkeiten. Richtige Lösungen sandten ein: Richard Binter, Robert Büchner, Karl Bleichenbach, Kurt Berg, Helene Groß, Julius Grün, Max Kamenetzky, Moritz Lipper, Hans Guido Lorenz, Heinrich Mai, Karl Müller, Helene Ratner, Theo Ratner, Richard Rosa, Luise Weingärtner und Röschen Werner in Wiesbaden, sowie Allan Darré in Bad Ems und Robert Gotzel in Elbingerode.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Er erscheint allmonatlich.

1916.



Ruhe.

Im Schatten einer Weide ruht
Ein armer Mensch, nicht schlimm noch gut.
Er hat gefühlt mehr als gedacht,
Hat mehr geweint, als er gelacht,
Er hat geliebt und viel gelitten,
Hat schwer gekämpft und nichts erstritten.
Nun liegt er endlich sanft gestreckt,
Wünscht nicht zu werden auferweckt.
Wollt' Gott an ihm das Wunder tun,
Er bäte: Herr, o laß mich ruhn!

Marie von Ebner-Eschenbach († 1916)

„Wie's Ihnen beliebt.“

Skizze von Sigurd Dahlöf.

Die arme Amanda wohnte in einer Bodenkammer bei Schuhmacher Thunström. Sie war klein und dünn, hatte blondes Haar und hellblaue Augen, und oft verneigte sie sich und sagte: „Wie's Ihnen beliebt.“

Die arme Amanda war Näherin, und den ganzen Tag über trat sie ihre Maschine oder zog die Nadel ein und aus, wenn sie nicht gerade „bestellt“ war und auf der Landstraße nach einem Nachbarort wanderte. An Arbeit fehlte es ihr wahrlich nicht, aber die Bezahlung stand keineswegs in gleichem Verhältnis zu ihrer Mühe. Doch wohl nicht deshalb wurde sie die „arme“ Amanda genannt. Das war wohl vielmehr die Folge ihres ergebenen Wesens. Sie glaubte, nicht demütigt genug sein zu können, ja, hätte sie jemand darum gebeten, umsonst zu arbeiten, sie hätte es kaum abzulehnen vermocht. Doch das verlangte niemand von ihr. So saß Amanda in ihrer Kammer, nahm Maß, heftete, schnitt zu und hörte aufmerksam alle möglichen und unmöglichen Wünsche ihrer Kundinnen mit an. „Wie's Ihnen beliebt,“ sagte sie und verneigte sich.

In der Wohnung unter ihr residierte Schuhmacher Thunström. Er hatte Geld auf der Bank, das Haus, in dem er und Amanda wohnten, gehörte ihm, und wurde oben früh und spät die Nähmaschine getreten, so gab Thunström in nichts nach mit seinem Flicken und Besohlen. Und er schlug Zwecken ein mit einer Kraft, daß es eine Freude war.

Thunström war ein großer, starker Mann. Er hatte ein sonnengebräuntes Gesicht und scharfe blaue Augen, denen man es ansah, daß er leicht für einen Spaß zu haben war.

Doch er hatte eine gewisse Vorliebe für geistige Getränke. Es geschah häufig, daß er ein Glas zu viel nahm, er wußte sich zu beherrschen, aber die Versuchung war zuweilen doch übermächtig, und dann ging sie mit dem Schuhmacher durch.

Thunström hatte eine Magd. Ein großes, grobknochiges Frauenzimmer, mit frischen Farben und reichem schwarzen Haar. Sie hielt das Haus in Schick und Ordnung, die Töpfe und Schüsseln zitterten ordentlich unter ihren festen Häuten, und für die Hühner, die Ferkel und die beiden scheidigen Kühe im Stall sorgte sie wie eine Mutter, hätte ich fast gesagt. In der Art, ihre Pflichten zu erfüllen, war sie ihrem Herrn nicht unähnlich, und sie war auch entfernt mit ihm verwandt.

Thunström konnte sich wahrlich kein besseres Mädchen wünschen als Tilda Kvist. Aber einen Fehler hatte sie doch in seinen Augen: sie mochte das kleine Geschöpf in der Bodenkammer nicht leiden.

„Die Gans,“ sagte sie und gab dem Kartoffeltopf einen Stoß, „die dumme Gans! Wenn ich nur wüßte, wozu der Meister sie im Hause hat! Nicht einmal das Salz zur Suppe bringt die Riete ein, die sie bezahlt. Und dafür muß man sich von früh bis spät ihr Trampeln auf der Maschine gefallen lassen!“

Thunström antwortete nicht gleich. Mit großer Geschicklichkeit und fester Hand schnitt er eine Sohle aus einem unbändig großen Fell, erweichte das Leder in einer kleinen roten Wasserbütte, die neben den anderen Geräten auf der Erde stand, und begann dann das Stück Leder auf seinem breiten Knie mit einem großen Hammer zu bearbeiten. Sie solle sich nicht um Amanda kümmern, sagte er, ohne aufzublicken, die sei eine ordentliche kleine Frauensperson, die niemandem etwas zuleide tue.

Und so war es auch. Denn hegte sie Respekt vor Thunström, so empfand sie etwas wie Angst vor seiner Magd, und begegnete sie ihr zufällig im Hausflur unten, so sah es aus, als bäte die Näherin zu Gott, daß er sie für einen Moment unsichtbar machen möge.

Die kleine Person hatte schon öfter als einmal beschlossen, umzuziehen. Doch stets blieb es bei dem bloßen Vorsatz. Es schien sie etwas festzuhalten, etwas, das sie nicht verstand, das aber schüchtern in ihrem Innern keimte, ohne von ihr auch nur geahnt zu werden. Aber Amanda war ein Weib, sie hatte ein warmes kleines Herz, das der kräftigen Männlichkeit des Schuhmachers nicht zu widerstehen vermochte.

War sich Thunström nun des Eindrucks bewußt, den er auf die kleine Näherin gemacht hatte, und erwiderte er ihre Gefühle? Ja, das war schwer zu bestimmen, aber Thunström war ein Schelm und Tilda Kvist ein mannhaftes Frauenzimmer, das mit großem Eifer seine Wirtschaft führte. Und es war nicht erstaunlich, daß Tilda infolge der Macht und Würde, die ihr im Hause verliehen war, von dem Tage träumte, an dem sie ihren ehrenwerten Namen mit einem längeren und ausdrucksvolleren vertauschen würde.

So tritt Amanda ihre Maschine, Thunström nimmt Maß, setzt Flied an Flied und zweckt die Sohlen an, und Tilda Kvist waltet in Küche und Haus. Eines Abends ruht die Arbeit früher als gewöhnlich, und bald darauf wird es plötzlich dunkel bei Thunström sowohl wie oben bei Amanda. Die Küchentür geht auf, und heraus tritt der Schuhmacher. Zu gleicher Zeit gleitet Amandas weißgefleibete schlanke Gestalt durch die offene Tür.

Im nächsten Moment kommt Tilda Kvist. Groß und dunkel steht sie einen Augenblick auf der Veranda und wirft den beiden im Hof einen raschen Blick zu. Dann dreht sie sich um, schließt die Tür mit Nachdruck zu, zieht den Schlüssel heraus und legt ihn auf den Sims über der Tür.

„So gehen wir denn,“ sagt sie heftig und steigt die Treppe herunter.

Des Bauern Vahberg Frau, Beata, feiert heute ihren dreißigsten Geburtstag, und von allen Nachbarhöfen kommen die Leute herbei. Mit allerlei guten Sachen wird man traktiert, doch bald künden die Töne einer Harmonika, daß der Tanz beginnt.

In einer Ecke eingeklemmt, steht Amanda und verfolgt die Tanzenden mit gespanntem Interesse. Es scheint etwas besonderes zu sein, wonach sie ausschaut, sie dreht und wendet den Kopf, und siehe, da — kommt der Schuhmacher Thunström angelegt. Er hält Beata Vahberg fest im Arm, und seine breiten Haden markieren den Takt mit unverbrüchlicher Sicherheit.

Arme Amanda, wie ein verlorener kleiner Vogel kam sie sich vor inmitten dieser Schar von übermütigen Männern! Aber wenn Thunström käme und sie zum Tanz aufforderte! Es war nun lange her, seit sie sich in dieser edeln Kunst geübt

hatte. Doch würde sie zu ihm nein sagen können?! Siehe, Beata schnappt nach Luft und sinkt auf einen Stuhl, und nun, nun verbeugt sich Thunström wieder, nun — fährt er Tilba Kvist zum Tanz! Das große Mädchen lehnt sich an seine Schulter, wie gut gewachsen und stattlich sie war. Wedten sie doch geradezu Aufsehen, während sie da miteinander tanzten! Das Amanda nicht in jedem Gesicht so klar wie in einem Buch: seht, da tanzt Thunström mit seiner Liebsten!

Sie fühlte sich so unaussprechlich klein und verlassen. Der Atem ging ihr fast aus, wie sie so dort zwischen all den Menschen eingeklemmt stand. Sie mußte hinaus, mußte Luft schöpfen. Sie drängte sich durch einen Haufen Burschen hindurch, wäre beinahe über etwas gestolpert, erreichte die Tür und kam ins Freie.

Ein frischer Seewind schlug ihr ins Gesicht und zernte an ihrem weißen Baumwollkleid, doch sie achtete nicht darauf. Die frische, kühle Luft tat ihr so wohl, hier konnte sie sich über ihre Gedanken klar werden. Und sie lauerte sich auf die Bank der Veranda und schaute in ihr Inneres.

Ja, sie mußte es nun wohl zugeben, was sie bisher nicht einen Moment sich selber gestehen wollte, das stand nun so klar vor ihr, als wäre es mit feurigen Buchstaben an den dunklen Nachthimmel geschrieben: sie, Amanda, liebte, liebte den Schuhmacher Thunström. Es lohnte nicht, es zu leugnen, die Wahrheit war nur zu offenbar, und ein Gefühl erfüllte sie, das fast einem Schreden gleich. Wie in alle Ewigkeit sollte von dem, was sie empfand, auch nur ein halbverdecktes Flüstern zur Kenntnis der Welt gelangen, sie würde sterben vor Scham. Verachte man sie nicht schon und wies mit Fingern auf sie? „Da geht sie, die Arme, die in Schuhmacher Thunström verliebt ist,“ sagte man, „solch eine Märrin, begreift sie denn nicht, daß er Tilba haben will?“

Ja, gewiß begriff sie es, und dennoch, dennoch! Erwies er ihr nicht oft Freundlichkeiten, die man nicht erwarten sollte von jemandem, der sein Herz einer anderen geschenkt hat? Aber wo dachte sie hin! Lieber fliehen, als gegen eine vernichtende Übermacht kämpfen. Sie wollte sich sofort von dem Fest nach Hause schleichen, und morgen wollte sie Thunström sagen, daß sie umziehen werde. Doch erst mußte sie noch einmal in den Tanzsaal hineingucken. Und vorsichtig öffnete sie die Tür und schlüpfte hinein. Aber nach Thunström spähte sie vergeblich aus, er ist nicht zu entdecken. Sie steht da und sucht und sucht. Wenn sie wenigstens Tilba sähe!

Da vernimmt sie plötzlich eine laute Stimme ganz nahe der Tür:

„Teufel noch mal,“ grollt es, „warum soll ich denn nicht jubeln und tanzen!“

Dann murmelt eine andere Stimme etwas, wird aber sofort wieder von der ersteren übertönt:

„Laß los, sag ich Dir, hier wird getanzt, aber erst gießen wir noch einen hinter die Binde, Du!“

Das war Thunströms Stimme! Amanda steht da wie angenagelt und wagt nicht, den Kopf zu wenden. Doch rings um sie entsteht nun Bewegung, die Leute wollen hinaus und sehen, was es gibt, und so wird sie zur Tür hinaus auf die Veranda gedrängt. In dem matten Mondlicht gewahrt sie die Umrisse einiger Gestalten draußen auf dem Platz. Und da ist Thunström! Sie erkennt ihn sofort an seinen breiten Schultern. Er sitzt auf der Erde und schwenkt eine Literflasche, neben ihm stehen einige Gesellen, die sie nicht kennt.

„Prost, Freunde,“ ruft der Schuhmacher, „nun nehmen wir noch einen, und dann wollen wir ein Tänzchen machen, das Ihr nicht vergessen sollt; versteht Ihr?“

„Pui, er ist betrunken,“ flüsterte da eine weibliche Stimme dicht neben Amanda.

„Ja,“ sagt eine andere, „komm, laß uns gehen.“

Amanda wendet sich jäh um, als hätte eine Waise sie gestochen. Hörte sie recht? War das nicht Tilba Kvist gewesen, die zuerst gesprochen hatte? Ja, da war sie ja, und nun verschwand sie im Hause.

Amanda ist es plötzlich, als richte sich die Aufmerksamkeit von dem Schuhmacher auf sie selbst, als stehe sie in einem Kreis von Menschen, und mitten unter ihnen sitzt Thunström, die Schnapsflasche in der Hand.

Woher in aller Welt nahm sie den großen Jörn, die kleine Amanda, woher nahm sie die Kraft, die über sie bestimmte und sie zwang, zu handeln, wie sie es tat? War es Tilba Kvists feiger Rückzug in diesem Augenblick, was sie in einer Weise wachsen ließ, die sie selbst noch lange nachher mit Bestärkung erfüllte? War es die Liebe, die ihr die Kraft verlieh, so zu handeln, daß sie glaubte, ihr ganzes Leben preiszugeben?

Völlig gelähmt hatte die kleine Näherin dagestanden und den Schuhmacher angestarrt. Dann erwachte eine große Ent-

rüstung in ihrem Innern. Die erbärmliche Person, die eben im Hause verschwunden war, sie wollte ihr zeigen, was ihre Pflicht gewesen wäre! Aber die Folgen, die Folgen? Schleuderte sie nicht die flatternde, winzige Hoffnung auf ein holdes Glück, die sie trotz allem in ihrem Herzen nährte, mit einem Schläge ins Wasser? War dann nicht alles für sie vorbei? War sie nicht im Begriff, etwas zu tun, was ihre ganze Welt in Trümmer schlug wie ein vernichtender Sturm?! Sie begriff, sie begriff, und sie fühlte, daß ihr Glückstraum nun versank, aber sie zauderte nicht.

Plötzlich stand sie vor dem Schuhmacher.

„Es ist eine Schande,“ sagte sie, „daß Sie sich so volltrinken, geben Sie die Flasche her!“ und sie entriß sie ihm. Gehen Sie nun nach Hause und legen Sie sich ins Bett, anstatt hier solchen Spettakel zu machen,“ fügte sie mit einer Stimme hinzu, die sie selbst nicht erkannte.

Schuhmacher Thunström suchte aufzustehen. Es zuckte in seinem roten Gesicht, er riß die verschleierte Augen auf und starrte und starrte auf Amanda, als sähe er ein Gespenst. Dann erschlafften seine Lippen jäh.

„Im,“ murmelte er, „es ist vielleicht richtig, so helfen Sie mir nach Hause.“

Im nächsten Moment war er auf den Füßen und torkelte zwischen den Wirtschaftsgebäuden davon, gefolgt von einer kleinen weißen Frauengestalt.

* * *

Den Rest der Nacht brachte Amanda aufrecht sitzend auf einem Stuhl ihrer Kammer zu, und woran sie dachte, das läßt sich schwer sagen.

Aber als sie am nächsten Morgen gerade im Begriff war, zu dem Schuhmacher hinunterzugehen und ihm ihren bevorstehenden Umzug anzukündigen, öffnete sich die Tür und Thunström trat ein.

„Schönen Dank für gestern,“ blinzelte er, wurde aber plötzlich ernst. „Sie sind gerade die, die ich gebrauche,“ kam es schließlich leise, „und so wäre es am besten, daß Sie hinunterziehen zu mir, Amanda.“

Konnte sie diese Stimme mißverstehen, lag nicht ein Ton darin, der die innersten Seiten ihres Herzens erzittern machte? Und als der große Schuhmacher seine mächtige Faust ausstreckte, stammelten ihre bebenden Lippen flüsternd die drei Worte:

„Wie's Ihnen beliebt.“

Nun, sie meinte es ja nicht so, aber die ganze Freude und Dankbarkeit ihres Herzens lag in diesen armfälligen drei Worten. Sie kamen aus alter Gewohnheit.

Säuglingsfürsorge.

Von Margarete Brandt, Kreisfürsorgeschwester
des Kreises Limburg a. L.

Nicht mit Unrecht nennt man unser Jahrhundert „das Jahrhundert des Kindes.“ Tapfere Pioniere waren es, Männer wie Frauen, die die ersten Hindernisse nahmen, die mit gedankenloser Gleichgültigkeit aufräumten und warmes Verstehen für die Forderungen des Tages an ihre Stelle pflanzten.

Plötzlich standen die Kleinsten der Kleinen, die Säuglinge, im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Mit Feuereifer arbeitete die Aufklärung, zeigte immer wieder an der Hand einwandfreier Tabellen, wie groß die Zahl derer war, die sich der grause Würgengel Tod nicht nur von schmutzigen Stroh- und Lumpenbündeln, sondern auch aus reinlichen und gepflegten Bettchen holte. Und eine einzige brennende Frage schwebte auf aller Lippen: „Wie steuern wir dem großen Kindersterben?“ Ein edler Wettstreit entbrannte. Tüchtige Ärzte stellten sich an die Spitze der großzügigen Bewegung und tauenden hilfsbereiten Frauenhände streckten sich ihnen entgegen. So entstanden Mutterberatungsstellen und wo die Mittel reichlicher flossen, Milchküchen und Säuglingsheime.

Es sei mir gestattet, etwas eingehend, aber bei weitem nicht erschöpfend, zwei Fragen zu beantworten, die mir auf meinen Berufswegen immer wieder gestellt werden. Zum ersten diese:

Was bezweckt die Mutterberatungsstelle?

Vielfach begegnet man der irrigen Ansicht, daß die Mutterberatungsstelle der Behandlung kranker Kinder dienen solle. Keineswegs! Sie geht vielmehr von dem Grundsatz aus: „Krankheiten verhüten ist leichter, als Krankheiten heilen.“ Deshalb werden die kranken Säuglinge an den die Familie behandelnden Arzt zurückgewiesen. Der wirkliche Zweck der

Mutterberatungsstelle ist der, jeder Mutter unentgeltlich Rat betreffs Pflege und Ernährung ihres Säuglings zu erteilen und ihr, wenn sie bedürftig ist, tatkräftige Hilfe zukommen zu lassen. Mit ganz besonderem Eifer wirkt sie dahin, daß jede Mutter die natürliche und heilige Pflicht des Selbststillens erkennt.

Jedes der Beratungsstelle zugeführte Kind wird auf seinen Gesundheitszustand hin untersucht und sodann gewogen. Eine übersichtlich angelegte Gewichtstabelle läßt bei späteren Vorstellungen eine Gewichtszu- oder Abnahme der Kleinen sofort erkennen.

Zum zweiten sei mir die Frage erlaubt:

„Worin besteht die Arbeit der Fürsorgerin?“

Mit der Mutterberatungsstelle geht die Tätigkeit der Fürsorgerin Hand in Hand. Ihre Aufgabe besteht neben der Raterteilung darin, die der Beratungsstelle zugeführten Kinder, besonders die schwächlichen, zu besuchen, um festzustellen, ob ihren Anordnungen, und bei kranken Kindern denen des Arztes, Folge geleistet wird. Dabei erhält sie oft Einblicke in Verhältnisse, die förmlich nach Abhilfe schreien. Hier einige Beispiele:

Familie S. bewohnt mit ihren 6 Kindern 2 Dachstuben. Es herrscht dort nicht nur die größte Armut, sondern auch der größte Schmutz. Koch- und Eßgeschirre werden für die niedrigsten Bedürfnisse der Kleinen benutzt. Der aus Kistenbrettern zusammengenagelte Tisch zeigt eine dicke Schmutzkruste. Die Betten, sowie auch der Kinderwagen sind in demselben Zustande. Die Kinder selbst sehen krank und elend aus, mußten sie doch oftmals in kalter Küche, nur notdürftig bekleidet, Stunden um Stunden zubringen. Das Zweijährige war derart verkommen, daß es sofort dem Krankenhaus zugeführt werden mußte, während die beiden Neugeborenen vorläufig von der Gnade der Nachbarn lebten. Wie wird es aber sein, wenn jenes Mitleid aufhört? Soll man die zarten Menschentknochen der Noheit und Verkommenheit ihrer Mutter aussetzen? Das hieße sie zu körperlichem und moralischem Untergang verurteilen. Die Fürsorgerin, die Beamtin der Stadt oder des Kreises, hat die Pflicht, dem Gemeindevorstand in kürzester Zeit einen ausführlichen Bericht über die vorgefundenen Verhältnisse einzureichen und die daraufhin getroffenen Maßnahmen der Verwaltung auszuführen.

Frau B. bewohnt mit ihren 5 Kindern im Alter von 1½ bis 9 Jahren eine 3-Zimmerwohnung. Der Ehemann steht im Felde. Da die Frau in einer Fabrik beschäftigt ist, bleibt die Arbeit des Haushalts liegen. Die Kinder verkommen im Schmutz, namentlich das Jüngste, das noch ganz auf die Hilfe der Erwachsenen angewiesen ist. Bereits um 6 Uhr morgens verläßt die Mutter das Haus, ohne sich um die Ernährung der Kinder zu kümmern.

Auch hier ist es Pflicht der Fürsorgerin, zunächst im Guten auf die Frau einzuwirken, sie auf die Folgen ihrer Nachlässigkeit, ihrer Lieblosigkeit aufmerksam zu machen und ihr tatkräftig zur Seite zu stehen. Sollte alle Mühe fruchtlos sein, so müssen schärfere Maßnahmen getroffen werden: Entziehung der Arbeit oder zeitweise Unterbringung der Kinder in einem Versorgungshaus, letzteres kann nur mit Genehmigung des Gemeindevorstandes geschehen.

Auch da, wo es sich nicht um die Kleinsten handelt, wo die Verhältnisse jedoch unhaltbar sind, muß die Fürsorgerin helfend einschreiten bezw. dem Gemeindevorstand oder der Polizeiverwaltung kurzen Bericht erstatten. Nur derjenige, der tagtäglich in die Wohnungen der Familien kommt, Not und Schmutz aus nächster Nähe sieht, vermag die Wurzel der vorhandenen Übelstände herauszufinden. Wie oft hört man sagen: „Woran liegt es nur, daß die Erziehung dieser oder jener Kinder so sehr vernachlässigt wird?“ Nur der ist imstande, diese Fragen treffend zu beantworten, der in enger Fühlung mit Kindern und Eltern steht! Auf ihren Berufswegen trifft die Fürsorgerin auf so manches seiner Verbitterung förmlich versteinerte Frauengesicht, daß es sie kalt anweht und sie allen Mut zusammennehmen muß, um diese Frau zu der erlösenden Aussprache zu bringen. Es gibt Frauen, die jahrelang ein Martyrium erdulden, daß sie abtumpft gegen alles Gute, daß sie dahinleben läßt wie ein Tier, ohne Streben, ohne Ziel! Hier muß die Fürsorgerin mit größtem Takte versuchen, das Vertrauen der Schweregeprüften zu gewinnen, und besitzt sie es erst, dann wird sie auch Mittel und Wege finden, den Kindern eine gute, treuforgende Mutter zurückzugeben.

Damit ist die Arbeit der Fürsorgeschwester noch nicht erschöpft. Ihre größte Aufmerksamkeit hat sie den Kindern zuzuwenden, die anerkanntermaßen am schlechtesten gestellt sind, den unehelichen.

Von der Armen- resp. Polizeiverwaltung werden ihr die Anzeigen der Geburten und des Zuzugs der unehelichen

Kinder zugeschickt, die eine Beobachtung der Kinder und sittlich nicht ganz einwandfreier Familien ermöglichen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Bestellung eines Vormundes für ein uneheliches Kind namentlich in den Großstädten besonderen Schwierigkeiten begegnet. Während sich für eheliche Minderjährige aus der Verwandtschaft der verstorbenen Eltern leicht eine geeignete Person als Vormund findet, hält es schwer, gerade für die unehelichen Kinder Persönlichkeiten zu entdecken, die geeignet und gewillt sind, die Rechte dieser Kinder so zu vertreten, wie es im Interesse der bedauernswerten Geschöpfe erforderlich ist. Was den Beruf der Mütter unehelicher Kinder angeht, so bilden Dienstmädchen und Arbeiterinnen den größten Prozentsatz. Der gewöhnlich als Vormund zulässige Vater der Mutter wohnt meist nicht an demselben Orte oder ist sonst verhindert, sich um das Kind, das in vielen Fällen als große Last empfunden wird, in ausreichendem Maße zu kümmern. Die Mutter des Kindes selbst ist in den meisten Fällen noch viel weniger zum Vormund geeignet. Einerseits wird sie durch ihren Beruf gezwungen, das Kind in fremde Pflege zu geben, so daß sie keinen Teil an seiner Erziehung hat, andererseits fehlen ihr die nötigen Kenntnisse, um die Rechte ihres Kindes wahrnehmen zu können. Oft genug wird die Alimentationsklage unterlassen, entweder in der Hoffnung, es könne vielleicht doch noch eine Heirat zustande kommen, oder aber, wenn der Vater des Kindes sich ganz zurückgezogen hat, aus Abneigung. Solche Mädchen sind sich nicht bewußt, daß sie durch ihr Verhalten in erster Linie ihrem Kinde schaden. Hier ist es die Aufgabe der Fürsorgerin, mitzuwirken nach einem geeigneten Vormund, damit nicht erst mehrere Monate vergehen, ehe die Rechte des Kindes wahrgenommen werden. Gerade die erste Lebenszeit ist doppelt wertvoll, einmal, weil in dieser Zeit der Vater des Kindes am leichtesten zu ermitteln und heranzuziehen ist, dann auch, weil die ersten Lebensmonate für das Kind selbst besonders verhängnisvoll sind. Gerade in dieser Zeit gehen viele Kinder zu Grunde, weil nicht genügend Mittel zu ihrem Unterhalt zur Verfügung stehen. Ist die uneheliche Mutter durch ihren Beruf gezwungen, ihr Kind in Pflege zu geben, so kommt es häufig vor, daß das Kind in schlechte Hände gerät. Die Fürsorgerin wird, wenn notwendig, eine andere Pflege ausfindig machen.

Frauen, die Kinder in Pflege nehmen, müssen zunächst um polizeiliche Erlaubnis eintommen. Diese wird ihnen erst dann erteilt, wenn die Fürsorgeschwester genaueste Erkundigungen über den Deumund und die Wohnungsverhältnisse der betreffenden Frauen eingezogen hat. Nur solche Maßnahmen ermöglichen es, einen Stamm tüchtiger Pflegefrauen heranzubilden, denn es handelt sich in vielen Fällen nicht nur um das Wohlergehen des Kindes in den ersten Lebensmonaten, sondern auch für die späteren Jahre, wenn die Erziehung in Frage kommt.

Heute nun, wo ein großer Teil der wehrhaften Jugend auf den Schlachtfeldern gefallen ist, gilt es, doppelte Sorgfalt den Jünglingen entgegenzubringen. Wir alle müssen Mithämpfer sein gegen die Säuglingssterblichkeit und mit vereinten Kräften dahin streben, daß das junge Geschlecht, die Hoffnung unseres Volkes, in Kraft und Gesundheit reife zu Ruß und Frommen unseres Vaterlandes.

Deutsche Heldenhaine

entstehen schon in zahlreichen Bemerkungen und sind in einer noch größeren Anzahl geplant, indem für jeden Gefallenen aus der betreffenden Gemeinde eine Eiche gepflanzt wird, um den Friedensbaum, die Kaiserlinde, das Ganze mit Graben und bepflanztem Wall umgeben. Diese lebendigen Denkmäler und Dankmale sollen in ihrer Mitte zugleich einen Platz umschließen, der für Weisefeste der Erinnerung und des Gedenkbüches dient.

Die Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine (ehrenamtliche Arbeitsstelle Wannsee, Bismardstraße 5) hat ein Vorbild für diese Anlagen ausgearbeitet, und in ihrem Auftrage hat der Kgl. Gartenbaudirektor Willy Lange eine eingehende, reich mit Abbildungen ausgestattete Schrift als Anleitung herausgegeben, welche unter dem Titel „Deutsche Heldenhaine“ durch jede Buchhandlung oder den Kommissionsverlag von J. J. Weber, Leipzig, zu beziehen ist. Den zahlreichen Förderern des Gedankens in Stadt und Land wird dadurch ein vortreffliches, zuverlässiges Hilfsmittel gegeben, um an der Aufgabe in ihren Orten selbständig zu wirken, in Anpassung an die örtlichen Bedingungen, z. B. in Anlehnung an vorhandene Wälder, Forste, Hügel, Abhänge, Denkmale und sonst hervorragende historische Plätze.

Scharf wird in der Schrift der Unterschied zwischen „Typus“ („Gestaltmuster“) und „Schema“ („Gleichmuster“) herausgear-

beitet. Wenn das Gestaltmuster sinnvoll allen besonderen Umständen und Eigenarten angepaßt wird, kann man sicher sein, das gefürchtete Schema zu vermeiden. Bekannte und allgemein geschätzte Mitarbeiter haben sich in den Dienst der hohen Aufgabe gestellt. So bearbeitet Dr. Johannes Sped „Heldenhaine und Jugendpflege“, Oberforstmeister Direktor der Forstakademie Eberswalde Dr. Möller gibt „Forstliche Bemerkungen zur Pflanzung von Eiche und Linde“, Felix Freiherr v. Stenglin bearbeitet die Organisation und gibt einen Überblick der Anregung durch Verarbeitung der zahllosen Zuschriften, Willy Pastor bespricht „Die Bedeutung des Ringes im Heldenhain“, während die leitenden Gestaltungsgebanten, der Wert der Heldenhaine für Siedelungskultur, die praktischen Angaben über die Herstellung in Bezug auf die Form, die Zahl und Stellung der Bäume, Wallanlagen, Pflanzungen, die gärtnerische Behandlung von Eiche und Linde von Willy Lange bearbeitet ist. Wie dieser die ehrenamtliche Arbeitsleistung der Herausgabe übernommen hat, gibt er auch Antwort in der Schrift auf allerlei Einwände, wie sie im Laufe der Zeit, zum Teil auf Mißverständnissen beruhend, erfolgt sind, um diese aufzuklären.

Der berichtende Teil zeigt, auf welcher tiefen und breiten Grundlage die Arbeitsgemeinschaft steht und welchen festen Rückhalt sie in allen Teilen Deutschlands und auch Österreichs besitzt. Auch Dichtungen, aus tief ergreifender, vergangenheitsstreuender, zukunftsicherer Gesinnung heraus entstanden, werden mitgeteilt, wie sie dem Anreger der Heldenhaine zugegangen sind. Ein Widmungsblatt und die gesamte Haltung der Schrift spiegeln die Würde des Gegenstandes wider. Da die Arbeitsgemeinschaft, wie aus der Schrift hervorgeht, auf freiwillige Spenden angewiesen ist, ist zu wünschen, daß die Schrift zahlreiche Käufer findet, um ihre Kosten einzubringen.

Umschau.

* **Aus alten Akten.** Zwei alte Aktenstücke sind mir in diesen Tagen in die Hand gefallen, die gerade in unserer Zeit ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Das eine vom 22. 4. 1778 ordnet eine Strafe von 5 Reichstaler gegen die Supplikanten an, „welche aus Nothdringlichem Brod-Mangel oder Saath-Bedürfnis einigen Früchten-Vorschuß von Churfürstlichen Cameral-Recepturen vorschießlich verlangen, um sich ohnmittelbar dahier in Mannheim bei dem Dicastrio mittels einreichender unterthänigster Suppliquen melden, nicht aber vorderhandt ihren desfallsigen Nothstand (zur Ersparung des Zeitverlustes) denen einschlagenden Ober- und Unter-Ämtern, mit Anführung eintretender wahrhafter Umständen vorstellig machen.“ Also auch damals Staatshilfe bei wirtschaftlichen Notständen! Aber so scharf, wie die Pfälzer damals, schiefen heute die Preußen und auch die Bayern nicht mehr: wegen Umgehung der nächsten Stellen 5 Reichstaler Strafe! Die andere Urkunde vom 17. Martii 1769 zeigt uns, daß damals die Jugend auch reichlich zu wünschen übrig ließ, und daß man sich auch vor starken Mitteln nicht scheute, dem übel zu steuern. Sie lautet in der Urtheilweise: „Nachdem Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht villemontissimi Rescripti vom 8ten dies laufendenden Monats Martii mißfälligst zu vernehmen vorgekommen, was massen von minderjährigen Personen, Militär- und Civil-Standes hinter denen Eltern oder Vormündern unter der Hand vielfältige Schulden contrahiret, selbigen auch von Juden und Christen nach Verlangen geborget, dadurch dann die Jugend zum Ausschweiften und Verderben verleitet, solcher Gestalten denen hierunter vollständiges Ziel und Maßen geben. Den heilsamsten Verordnungen vom 28ten Januarii 1731 und 8ten Octobris 1744 strafbar zuwider gehandelt werde, und nun höchst dieselben diesem schädlichen Unwesen mit aller Schärfe begegnet, und vorgebogen gnädigt wissen wollen, des Ends sohin unter Erneuerung obiger Weisungen in weiterem anmit gnädigt verordnen, daß obzwan die Gefäße ohnehin schon die Eltern und Kinder in darley Fällen davon nicht verbunden halten, gleichwohl annoch all derley Vorgen, und Lehnen an Geld, oder Waaren, wie es Rahmen haben kann, oder mag, an Leuthe unter ihren vollen Jahren, ohne Vorwissen, und Bewilligung der gerechten Eltern, und Vormündern von Juden, und Christen für das wirkliche Verbrechen der Verführung Kinder und Pflögbefohlener gehalten, und außerordentlich bestraffet, sohin nicht einmahl die Klage der Eltern, oder Vormündern von der

Obrigkeit abgewartet, sondern benebens auch auf dergleichen Corruptores ex officio inquiret und verfahren, auch der Richter oder Beamte, welcher darunter hinlänglich wahrgenommen, oder auf eine dergleichen Schuldverschreibung oder Berechnung zu Gunsten des Creditoris etwas verfänglicher erkennen wird, erstlich in eine namhafte Geldbuß genohmen, das andere mahl aber ohne alle Aud- und Nachsicht capirt werden solle. Als bleibt solches dem Couber Pottweg zur genauester Nachleb- und künftigen Beobacht- auch allenthalbiger Kundmachung anmit ohnvorhalten. Chur-Pfälzische Regierung. F. J. Graf von Wiser.“ Man meint förmlich, die starke Stimme des Generalkommandos aus der erfreulichen Deutlichkeit dieser Jugendschutz-Verordnung herauszuhören. Nur in der Form würde es allerdings noch deutlicher sein. Km.

* **Die Nassauer.** Wie die Bewohner vieler Dörfer und Städte, so tragen auch die Einwohner ganzer Länder oft besondere Namen, die nicht immer gern gehört werden. Bekannt ist die Bezeichnung „Blinde Hessen“. Wenn man die Bewohner des Hessenländchens ärgern will, so führt man den Ursprung dieses Namens darauf zurück, daß hessische Soldaten einst einen großen Misthaufen als eine feindliche Truppe angesehen und blind darauf losgeschossen hätten. Im Gegentheil ist der Name aber eine Ehrenbezeichnung, indem man damit sagen will, daß die Hessen wie blind auf die Feinde losgingen, wenn sie ihr Vaterland und ihren Fürsten verteidigten. In diesem Sinne hatte auch der Großherzog auf die Tapferkeit seiner Truppen hingewiesen, als diese im Jahre 1914 zum Kriege ausrückten. So hat auch der Name „Nassauer“ eine verschiedene Bedeutung. Gemeint sind selbstredend die Bewohner des Nassauer Ländchens. Doch hat der Ausdruck, es kommt ein „Nassauer“, wenn ein Gewitter oder überhaupt Regen in Aussicht stehe, nichts damit zu tun, denn man will in diesem Falle nur andeuten, daß man bald „naß“ wird. Etwas anderes versteht man am Niederrhein unter der Bezeichnung „Nassauer“. Wahrscheinlich in Erinnerung an in früheren Zeiten in dortiger Gegend stattgefundenen Kriegen von den nassauischen Truppen ausgeleitete wuchtige Hiebe nennt man so dort solche Männer, die ordentlich drauf losgehen, wenn es ans „Keilen“ geht, oder in verächtlichem Sinne manchmal solche, die gerne Handel suchen, um dabei ihre Kauflust befriedigen zu können. Eine andere, nicht ganz ehrenhafte Deutung gibt man dem Namen „Nassauer“ in anderen Gegenden, so z. B. ganz besonders im Brandenburgischen. Man versteht dort darunter solche Leute, die gerne umsonst mitessefen und -trinken, und sagt von solchen, die gerne dabei sind, wenn etwas los ist, ohne daß es sie selbst etwas kostet, sie „nassauern“. So las ich z. B. dieser Tage in einer Erzählung, wie ein Handwerksbursche zum andern sagte: „Dann bezahlst du wohl deinen Schnaps nicht, sondern „nassauerst“ bei deinen Nachbarn herum.“ Woher diese Bedeutung des Wortes stammt, ist unbekannt; es ist doch nicht gut anzunehmen, daß die Nassauer in dieser Hinsicht sich vor andern besonders auszeichneten. Oder sollte es auch mit dem Worte „naß“ zusammenhängen, in dem Sinne vielleicht, „die Kohle naß machen?“ A.

— **Der Schweinestall als „Stämpert“.** Viele Dörfer oder auch Dörfergruppen zeichnen sich nicht selten durch seit undenklichen Zeiten feststehende Charakterzüge aus, z. B. der Grobheit, der Prügelsucht, der Prozeßkrämerei und dergl. — In einem Dorfe am Taunus, dessen Zusassen seit Menschengedenken wegen der beiden erstgenannten Tugenden berühmt waren, hatten die Schultheißen den gleichfalls historisch gewordenen Brauch, bei Schlägereien die Unbändigsten nicht in das Ortsgefängnis, sondern zur Verschärfung in ihren Schweinestall zu sperren. In neuerer Zeit aber übertrug die Regierung, um der Rohheit der Gemeinde zu steuern, einem „aufgeklärten“ Manne das Schultheißenamt, der dann auch jene originelle Strafverschärfung sofort abstellte. Dem ganzen Dorfe gefiel aber diese unerbetene Reform des Gefängniswesens so schlecht, daß es sich mit dem Ersuchen an die Behörden wandte, man möge ihnen wieder einen „kräftigen“ Mann zum Schultheißen geben, der auch nach Recht und Gerechtigkeit, „wie es vordem geschehen“, zu strafen den Mut habe. Und der Schultheiß, welcher den Schweinestall abgeschafft, konnte nie zu rechtem Respekt gelangen, denn der Schweinestall war im Dorfe ebenso historisch wie die Grobheit und Prügelsucht der Bewohner. Dies hat sich noch im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zugetragen. W. S. Niehl.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt. Der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.